

Red Shoe Diary

oder:

Spektralanalyse eines Menschen mit Kopfschmerzen

oder:

Wo Fischer hingehen, wenn sie nicht zur Hölle fahren

oder:

Traktat über die zweifelhafte Aussagekraft von Titeln

Vorwort des Verfassers

Beim Lesen des folgenden Textes ist es gut möglich, dass gewisse Dinge auffallen oder (ich wage es kaum zu schreiben) sogar Anstoss erregen. Ich will deswegen schon vor Beginn der eigentlichen Geschichte auf diese hinweisen und sie rechtfertigen, soweit mir dies möglich ist.

Erstens sind gewisse Parallelen zu realen Gegebenheiten beim Lesen ebenso unverkennbar, wie sie beim Schreiben unvermeidbar waren. Ich möchte aber mit Nachdruck darauf hinweisen, dass die Geschichte und alle darin vorkommenden Personen fiktiv sind. Der Text hat sich von der Realität inspirieren lassen – welche Geschichte tut dies nicht – aber er gibt nicht die Realität wieder. Sein Ziel ist es nicht, jemanden zu karikieren oder gar zu belehren. Er soll praktisch nur der Unterhaltung dienen. Dies sollte bitte in Zweifelsfällen in Erinnerung gerufen werden.

Weiterhin ist auffallend, dass in diesem Text fast ausschliesslich männliche Personen (wenn auch in angemessener Vielfalt) sprechen, denken und handeln. Ich will damit nicht dem weiblichen Geschlecht die Fähigkeit absprechen, dies zu tun. Es ist vielmehr so, dass ich eine äusserst vielschichtige (weil reale) Begebenheit soweit vereinfachen musste, dass sie in eine fiktive Form und auf Papier passt. Das gemeinsame Auftreten zweier verschiedener Geschlechter führt bekanntlich zwangsläufig zu Komplikationen und so musste ich mich für eines von beiden entscheiden. Schliesslich habe ich die Wahl zugunsten des männlichen, da androgyneren, Geschlechts getroffen. Dabei habe ich aber versucht, es dem Leser möglichst einfach zu machen, die Akteure im Geiste einer Geschlechtsumwandlung zu unterziehen, falls dies gewünscht werden sollte.

Drittens und letztens kann (je nach Zählweise) der Eindruck entstehen, der Text halte sich nicht an die Bedingung, die Länge von zehn Seiten nicht zu überschreiten. Ich bitte aber um Verständnis. Wie gesagt liegt hier eine beinahe wahre Begebenheit zugrunde, die noch weiter zu verstümmeln ich mich geweigert habe. Andernfalls hätte ich mich von Personen oder Handlungen verabschieden müssen, die ein Recht auf Existenz in diesem Text haben – es ist

schliesslich ihre Geschichte, nicht meine. Zu meiner Verteidigung möchte ich ausserdem auf die Abschnittswchsel, Leerstellen und Zwischenräume hinweisen, die auf meinen Blättern überaus häufig anzutreffen sind. Sie beanspruchen naturgemäss schrecklich viel Platz, was nur noch bewusster wird, wenn man unter Mangel desselben leidet. Ich bin mir andererseits aber durchaus bewusst, dass auch nicht beschriebene Stellen auf einem Blatt geschrieben sein können. Deswegen habe ich mich dazu entschlossen, keine von ihnen zu streichen. Zur Erleichterung der Lektüre und somit letztlich zum Vorteil des Lesers.

Nun, da diese Dinge geklärt sind, kann ich mit der eigentlichen Geschichte beginnen. Ich bitte den Leser, sich einen grossen Raum (oder einen kleinen Saal) voller Stühle vorzustellen, die terrassenförmig in Reihen angeordnet sind. Ganz vorne im Raum steht eine Bühne, darauf ein Rednerpult. Der Raum hat zwei Eingänge: Den kleineren kaum benutzten ganz hinten im Saal und den grossen Haupteingang vorne neben der Bühne. In der Nähe der Bühne steht eine Gruppe von relativ gut angezogenen Menschen, die angeregt diskutieren und ihre Nervosität hinter gelegentlichen Lachern zu verstecken suchen.

Im Saal befindet sich ausser ihnen nur eine Person: Ein junger Mensch, der von ihnen unbeachtet hinten im Raum sitzt, das Gesicht ausdruckslos, die Augen aber äusserst offen und konzentriert auf alles gerichtet, was da vorne passiert. Dies ist der Erzähler. Nun sollte das Licht in Gedanken ein wenig gedämpft werden, während eine der gut angezogenen Personen sich von der Gruppe löst, zum Hauptportal schlendert und es vorsichtig aber bestimmt öffnet. Und so kann die Handlung beginnen...

Der Haupteingang wurde geöffnet und sofort strömten Leute in den Saal, als hätten sie eben in einem gemeinsamen Kraftakt eine Staumauer durchbrochen und könnten sich nun zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich frei bewegen.

Das Publikum war gemischt: Einige betraten den Raum sehr zögerlich (die Gezwungenen), einige eilten die Stufen zu den Sitzreihen mit weit ausholenden Schritten hinauf (die Gezwungenen, die sich interessiert geben wollten), und es gab viele, die sich in kleineren oder grösseren Gruppen weder schnell noch langsam in ziemlich unentschlossener Weise einige Zuschauerränge ansahen, dann auf einen bestätigenden Blick des Rudels hoffend den Kopf umwandten und sich schliesslich irgendwo niederliessen.

Und dann waren da noch diejenigen, die angestrengt versuchten, nicht den Anschein des Besonderen zu erwecken, die sich betont lässig geben wollten und trotzdem den aufmerksamen Beobachter nicht täuschen konnten. Ihre angespannte Art zu gehen; die Art, in der sie einen nicht allzu verräterischen Platz suchten, der dennoch nahe der Bühne war; die Art, wie sie die Augen schuldbewusst zu Boden gerichtet hatten: all dies waren subtile, aber untrügliche Zeichen dafür, wer sie wirklich waren: Die Preisträger.

Ich selbst sass schon seit einiger Zeit weit hinten im Saal und betrachtete mit heiterem Frohsinn den Einmarsch der Gladia- und Spektatoren.

Jedes Jahr wenn draussen Glühweingeruch durch die Gassen wehte und drinnen die auf Hochtouren laufenden Heizungen den in den Schuhsohlen hängenden Schnee in wenig attraktive braun-graue Pfützen verwandelte, wiederholte sich dieses Schauspiel. Jedes Jahr pünktlich zu Weihnachten drängten sich die Leute unserer Schule in diesem Saal zusammen, um in gemeinsamen Schwitzen die Kälte zu vergessen, ein wenig den vielgepriesenen Geist von Weihnachten zu zelebrieren und an der Bescherung einiger Auserwählter teilzuhaben.

Jedes Jahr seit ein paar einfallsreiche Köpfe unter unseren

Lehrern im Rahmen einer sporadisch stattfindenden Schulstrukturierung (genauer gesagt: bei einer abendlichen Zecherei) beschlossen hatten, die Kreativität unter ihren Schülern zu fördern. Die Idee, am Anfang noch recht vage, nahm schliesslich immer mehr Gestalt an und nach neun Monaten war man sich schliesslich einig, in welcher Form sie umgesetzt werden sollte. Man bestimmte eine besonders potente Lehrkraft und gab ihr einen offiziellen Titel, namentlich: „Meisterförderer der jugendlichen Leichtigkeit und Unbeschwertheit, des heranwachsenden Tiefsinns, umgesetzt in der Form von Worten“ und beauftragte sie, einen alljährlich stattfindenden Schreibwettbewerb unter den Schülern durchzuführen. Der „Meisterförderer“, vereidigt und noch im Freudentaumel angesichts der ihm angetanen Ehre, machte sich sodann gewissenhaft an die Erfüllung seines Auftrages. Im Laufe der Jahre war der Wettbewerb zu einer Art Mythos am Leopold-Schläpfer-Knaben-Gymnasium geworden. Man behauptete, das Gewinnen dieses Wettbewerbs solle zu ewiger Gesundheit und Jugend oder zumindest zu einem beachtlichen Geldbetrag führen und es hielt sich hartnäckig das Gerücht, dass Goethe (oder Mann oder Philip K. Dick – der Name variierte je nach Quelle) auch schon unter den Gewinnern gewesen sein sollen.

Meine persönlichen Gefühle gegenüber diesem Anlass waren geteilt. Ich hatte in der Vergangenheit einmal selbst daran teilgenommen. Das von mir eingereichte Manuskript (Form und Thema blieben traditionell dem Autor überlassen) trug den Titel: „Existenzbeweis eines Poeten“. Das war der Titel – und auch schon der gesamte Text. Ich war von der unglaublichen Klarheit und Nüchternheit des Geschriebenen begeistert. Kein Wort zuviel, keines zuwenig, in einfacher und doch geistreicher Weise war es mir da gelungen zum Ausdruck zu bringen, was Literatur im Kern ihres Wesens ist. Aber anscheinend war ich der Einzige, der das Genie in diesen Worten wirklich zu würdigen wusste. Ich sollte nie erfahren, ob und in welcher Weise die für die Beurteilung der Texte

zuständige Jury darüber diskutierte. Denn in der Preisverleihung wurde ich mit keinem Wort erwähnt, mein Meisterwerk keiner Silbe gewürdigt. Stattdessen wurden die Preise an Leute verliehen, die zwar geschwätzigere und weniger geistreiche Texte eingereicht hatten, denen es aber trotzdem (oder, um einen Gedanken zu äussern, der mir später gekommen war: gerade deswegen) gelungen war, die Jury zu überzeugen. Und an diesem Anlass, an dem eigene Regeln galten und Jahrhunderte politischer Entwicklung weggewischt werden durften, war in durchaus despotischer Weise das Wort dieser wenigen Menschen Gesetz. Ich glaube, es ist leicht nachvollziehbar, dass mich die Enttäuschung über diesen Entscheid den Mythos Schreibwettbewerb von dem hohen Sockel herunterholen liess, auf den ich ihn zuvor gestellt hatte. Nachdem ich ihn ein wenig betrachtet und abgestaubt hatte, stellte ich ihn dann aber wieder auf einen (wenn auch unwesentlich tieferen) Sockel zurück. Ich beschloss dann, meine Laufbahn als Poet an den Nagel zu hängen und fortan passiv als Zuschauer an diesem Spektakel teilzunehmen. Deswegen freute ich mich jedes Jahr über die zur Schau gestellten menschlichen Schicksale, die Mischung aus unsagbarer Spannung, Angst, Freude und verschwitzten Handflächen, die auf dieser kleinen Bühne dort zuvorderst im Saal präsentiert wurden, dieser Bühne, die Szenerie für kurze Tragödien und Komödien werden sollte und ein paar Menschen die Möglichkeit bot, die von Warhol versprochenen fünfzehn Minuten Berühmtheit im Leben hinter sich zu bringen.

Der Saal war nun mehr oder weniger voll, die Türen wurden geschlossen, der Lautstärkepegel des Gemurmels und Gejohles sank auf ein erträgliches Niveau und die Aufmerksamkeit und Scheinwerfer konzentrierten sich auf ein kleines Rednerpult zuvorderst am Rand der Bühne. Dahinter stand ein älterer Mann in Nadelstreifensakko, der ziemlich zerstreut und ein wenig verloren wirkte. Wenn der Schreibwettbewerb wirklich ein schulinterner Mythos genannt werden konnte, dann wäre dieser Mann unser schulinterner oberster Gott

gewesen: Edelbert Keller, Geschichts- und Deutschlehrer am Leopold-Schlöpfer-Knaben-Gymnasium, in seiner Freizeit passionierter Kegler und Gourmet und amtierender „Meisterförderer der jugendlichen Leichtigkeit und Unbeschwertheit, des heranwachsenden Tiefsinns, umgesetzt in der Form von Worten“ (obwohl er ein bescheidener Mensch war und es mit Nachsicht verzieh, wenn man ihn nicht mit vollständigen Titel anredete und nur „Meisterförderer“ nannte). Das Innehaben dieses Titels machte ihn zum Vorsitzenden des Pantheons – oder Jury für den Leser, der bildhaftem Schreiben abgeneigt ist – mit allen dazugehörigen Rechten und Pflichten. Die Rechte bestanden vor allem darin, in jeder Sitzung ein Stück des von einem der anderen Jurymitglieder mitgebrachten Kuchens gesichert zu haben, die Pflichten aber darin, die Ansprache an diesem Tag zu halten. Deswegen stand Edelbert Keller nun da vorne auf der Bühne, schluckte zweimal trocken, was jedoch von einem überdimensionalen Schlips geschickt verheimlicht wurde, und suchte nach den am heimischen Schreibtisch sorgfältig zurechtgelegten Worten.

„Werte Damen und Herren, liebe Jurymitglieder, sehr geehrte Kollegen, Schüler und natürlich Preisträger...“

- in diesem Moment konnte man im Raum eine sich ausbreitende Welle von Zufriedenheit spüren, da es dem Redner gelungen war, jeden im Saal (und manche sogar mehrfach) anzusprechen -

„...wir haben uns heute hier zusammengefunden, um an der Preisverleihung des Schreibwettbewerbs (kurze Pause, um die Bedeutung des Wortes zu unterstreichen) teilzuhaben...“

- zustimmendes Nicken -

„...auch heuer hat es also wieder einen Schreibwettbewerb (Pause) gegeben. Der Schreibwettbewerb (Pause) ist vor allem ein Anlass für euch Schüler (der Blick streift durch den Saal, um auch mit den Augen den Kontakt herzustellen), weil ihr ja schliesslich die Teilnehmenden seid, aber auch für uns (kurzer Blick auf die eigenen Schuhe und die anwesenden Lehrpersonen), weil wir Jahr für Jahr wieder das Vergnügen haben

dürfen, eure Texte zu lesen und somit wieder einmal feststellen können, dass ihr doch etwas von uns gelernt habt...“

- kurzes Lachen im Saal, wenn auch mehr aus Freundlichkeit als zur Honorierung von komischem Talent -

„...auch heuer habt ihr wieder viele Texte eingereicht. Ein paar noch nicht völlig ausgereifte, ein paar bessere, ein paar ganz gute und schliesslich ein paar ausgezeichnete, die so ausgezeichnet sind, dass wir sie mit Preisen ausgezeichnet haben...“

- längeres Lachen, diesmal aufgrund ehrlicher Heiterkeit -

„...aber auch jene, denen es dieses Jahr nicht gereicht hat, sollen nicht den Mut verlieren. Noch ist kein Meister vom Himmel gefallen, und schliesslich ist es die Übung, die den Meister macht. Rom wurde bekanntlich auch nicht an einem Tag erbaut, aus einer Mücke soll man keinen Elefanten machen, dabei sein ist alles und wo ein Wille ist, da ist erfahrungsgemäss auch ein Weg...“

- allgemeines Aufstöhnen des Publikums, dem die Vorliebe des Orators für Redewendungen bekannt ist -

(nach einigen weiteren Redewendungen fortfahrend)
„...kurz gesagt: Versucht es nächstes Jahr wieder. Ich möchte meine Ansprache mit einem Zitat des britischen Philosophen John Stuart Mill beenden, das sich besonders die zu Herzen nehmen sollen, die dieses Mal leer ausgehen, aber natürlich auch alle anderen: ‚Es ist besser, ein unzufriedener Mensch zu sein als ein zufriedengestelltes Schwein.‘“

Mit diesen Worten drehte er uns den Rücken seines Nadelstreifensakkos zu und ging, ohne auf den Applaus des durch seine Gedankengänge noch sichtlich verwirrten Publikums zu warten, von der Bühne. Edelbert Keller war schon hinter den Vorhängen verschwunden, als das Auditorium sich endlich von seinen Überlegungen losreissen konnte, sich seiner Pflicht besann und den entschwundenen Redner mit einem späten, dafür aber um so herzhafteren Applaus bedachte. Der „Meisterförderer“ war ohnehin nicht durch sein Qualitäten als Redner zu seinem Titel gekommen – die Schreibenden und

unter ihnen vor allem die Verlierer schätzten ihn vielmehr als tröstende (wenn auch wenig wortgewandte) Zunge, seine Jurykollegen als kompetenten Kritiker und mit dem Lob für ihren Kuchen nie sparende Frohnatur. Deswegen klatschte man vielleicht ein wenig länger als unbedingt nötig in die Hände und war auch noch eifrig damit beschäftigt, als ein anderer Mann – ebenfalls Bestandteil des Pantheons, wenn auch nicht so hoch in der Hierarchie wie der Vorredner – mit grossen Schritten die Bühne erstieg und seinen imposanten Leib hinter dem Rednerpult zur Geltung brachte.

Dieser beachtliche Lehrkörper trug den Namen Albert Gelswig, unterrichtete Geographie sowie Rhetorik und hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, grossspurig aufzutreten und damit tiefe Eindrücke zu hinterlassen. Vermutlich wäre er nicht so ruhig auf der Bühne gestanden, wenn er sich bewusst gewesen wäre, dass der Applaus der Menge seinem Vorredner und nicht ihm galt. So aber stand er da und musterte den Saal mit einem Funkeln im Auge, das seinen Ursprung teils in einem frontal auf sein Gesicht gerichteten Scheinwerfer, teils in einem plötzlich auflodernden Stolz hatte. Als er dann aber doch der Meinung war, dass der Applaus selbst für den Auftritt einer gewichtigen Persönlichkeit wie der seinigen angemessen war, machte er seiner Ruhe ein Ende und begann seines Amtes zu walten: der Führung durch den restlichen Anlass. Er entliess seine mächtige Stimme ins Mikrofon, bis sie ihm aus den Lautsprechern noch mächtiger zurück schallte. Augenblicklich herrschte Stille im Saal (abgesehen natürlich von Gelswigs Stimme, die zwar leiser, aber immer noch laut genug durch den Raum dröhnte):

„Ich glaube, mein Kollege hat schon das Wichtigste gesagt... machen wir es also kurz.“

- man merkte diesem Mann einfach an, dass er alle Regeln der Redekunst beherrschte; er schien ein beinahe unheimliches Gespür dafür zu besitzen, was das Publikum hören wollte -

„Sicher wartet ihr alle gespannt darauf zu erfahren, wer von unseren Schülern welchen Preis gewonnen hat...“

- „und ob!“, sprach jemand, für den die allgemeine Anspannung einfach zu viel geworden war, die Meinung der Masse laut aus; nun wieder recht bei Trost nahm er errötend die Hand vor den Mund und hörte wie der Rest des Publikums dem Gesagten zu -

„Nun denn... lösen wir das Rätsel auf. Bitte den Umschlag mit dem Namen des Drittrangierten!“

Gelswig drehte den wuchtigen Kopf samt Hals und Stimmorganen um und forderte mit einem Blick einen für diese Geschichte nicht weiter wichtigen Mann in lachsfarbenem Anzug auf, ihm ein grosses verschlossenes Kuvert zu übergeben. Dieses schwenkte er einige Male vor unseren Augen hin und her (wobei die Pupillen der Zuschauer wie beim Betrachten eines Tennisspiels von links nach rechts, dann wieder von rechts nach links wanderten und den Umschlag nicht aus den Augen lassen wollten, als hielte Gelswig dort unser aller Schicksal in den Händen), dann zückte er einen grossen goldenen Brieföffner, öffnete mit einem einzigen Ruck den Umschlag und nahm den Zettel hervor, der in wenigen Sekunden das Schicksal eines Menschen vielleicht für immer verändern sollte...

„Und im dritten Rang ist...“

- an dieser Stelle machte er eine (natürlich rhetorisch sinnvolle) Pause und genoss sichtlich die Aufmerksamkeit, die ihm dieses Mal wirklich uneingeschränkt galt -

„Maaarrrius Altstetteeeeer!“

liess die volle Stimme verlauten. Im selben Moment geschahen mehrere Dinge: Ein Raunen ging durch die Menge, hunderte von Augenpaaren wanderten im Raum herum und suchten nach der Person, zu der dieser Name gehörte, während sich ein kleiner Mensch erhob und getragen vom Applaus der Menge mit schnellen, aber nicht übereilten Schritten zur Bühne ging. Dort drehte er sich zum Publikum um, versuchte ein Lächeln zustande zu bringen und stellte sich dann neben Gelswig, der ihm seinen Preis überreichte. Dieser bestand aus einem herzlichen, ja geradezu heftigen Händedruck, einem

nicht genau festgelegten Geldbetrag und dem, was von allen Preisträgern am meisten gefürchtet wurde: Einer sicherlich sachlichen, fast immer fachkundigen und offensichtlich offenen Kritik des Werkes (die Juroren hatten grosse Freude daran, beim Verfassen dieser Kritik, oder Würdigung, wie das offizielle und nicht immer treffende Wort dafür lautete, selber poetisch tätig zu werden und sie mit Wortspielereien regelrecht zu spicken). So warteten wir alle mit grosser Spannung: Die Zuschauer, der Preisträger und Gelswig (der immer freudig angespannt war, wenn er etwas sagen durfte), darauf, dass Letzterer das Urteil des göttlichen Tribunals uns niederen Wesen kundtat...

„So lasst uns denn hören, was die Jury zu Marius' Text geschrieben hat: Im Beitrag ‚Wartesaalgeschichte‘ ist es dem Autor gelungen, auf kurzweilige Weise mit der Sprache wie mit einem Klumpen Lehm zu spielen. Er formt und modelliert sie, ohne sich dabei die Hände schmutzig zu machen. Dabei gelingt es ihm, den Leser zum Denken anzuregen. Der erspriessliche Text erfüllt die Erwartungen, er erfreut und erpicht, erfrischt und ergötzt den Leser, der ihn nicht ohne Weiteres als erledigt betrachten kann. Bravo Marius!“

Dieser stand noch immer beinahe regungslos an der Seite des Rednerpultes und liess die Laudatio ausdruckslos über sich ergehen. In seinem Gesicht hätte ich unmöglich ablesen können, ob er der Kritik zustimmte. Ehrlich gesagt versuchte ich es auch gar nicht. Dieser Mensch hatte etwas ausgesprochen Undeutliches an sich, das es einem verdammt schwer machte, ihn zu beschreiben. Der Blick perlte beim Versuch, den Jungen – oder jungen Mann, das war nicht genau auszumachen – zu betrachten von ihm ab wie Wasser von einer gut imprägnierten Oberfläche. Sein Gesicht und seine Gestalt liessen dem Betrachter nicht den geringsten Anhaltspunkt – im wörtlichen Sinne. Die Augen wanderten von seinem Kopf ziellos hinunter zu seinem Hals, seinem Bauch, seinen Beinen, seine Schuhen und danach wieder genauso flüchtig den umgekehrten Weg entlang nach oben. Sie konnten oder wollten nir-

gendwo innehalten. Keine allzu scharf geschnittene Nase lud zum Verweilen ein, keine besonders langen Arme zogen den Blick auf sich, die Ohren waren nicht ausserordentlich abstehend oder wenigstens zu eng anliegend; nicht einmal die Kleidung bot dem Betrachter irgend etwas von Interesse. Der Mund wie das Kinn, die Oberschenkel ebenso wie die Füsse waren weder zu gross noch zu klein – trotzdem waren sie nicht schön, sondern einfach nur belanglos. Alles an ihm war zutiefst normal. Erstaunlicherweise machte nicht einmal dies ihn auffällig. Tatsächlich sind mir von diesem Menschen nur drei Dinge in Erinnerung geblieben: Sein Name (den er zum Glück nicht selber hatte wählen können und der wahrscheinlich deswegen nicht ganz so unscheinbar war), die Geschichte, die er vorlas und vor allem die Stimme, mit der er sie vorlas. Meine Augen waren, vom Betrachten dieses Menschen gelangweilt, auf der Suche nach einem lohnenderen Blickfang durch den Saal geschweift, als plötzlich etwas meine uneingeschränkte Konzentration in Anspruch nahm: Die Stimme Marius Altstetters, jenes völlig formlosen Menschen, der äusserlich immer noch völlig formlos nun selbst hinter dem Rednerpult stand, die Hand auf dem Mikrophon, den Kopf gesenkt. Sein Anblick war mir immer noch unerträglich. Deshalb beschloss ich, meine Augen für einen Moment zu schliessen und mich ohne Ablenkung durch die anderen Sinne einfach nur dem Klang seiner keineswegs unerträglich Stimme hinzugeben. Auch wenn das Geschriebene hinter seiner Kunst zu lesen weit zurückstand, lauschte ich mit bedächtiger Andacht der von ihm verfassten und vorgetragenen Geschichte:

Zwei Männer sassen im Wartesaal

Der eine, ein älterer Mann mit einem stattlichen weisen Rauschbart, der einen Mund umrahmte, welcher trotz der unzähligen Worte, die er zweifelsohne schon gesprochen hatte, im Winkel von Zeit zu Zeit ein wenig zuckte, als wolle er beweisen, dass er noch immer etwas zu sagen habe, schaute aus dem Fenster und ging zuweilen ein wenig auf der Stelle hin und her.

Der andere war jung und sass mit verschränkten Armen auf einer Bank.

Plötzlich weiteten sich die Augen des alten Mannes, er machte einen Satz zurück und sein Mund, der anfang, vom Winkel ausgehend zu zucken, spuckte, nachdem sich das Zucken auf die gesamten Lippen ausgeweitet hatte, ein wenig stotternd und sich immer wieder verhaspelnd diese Worte hervor:

„Um Gottes Willen, so etwas gibt es ja nicht, kann es ja gar nicht geben, hat man von so was je gehört, behüte uns wer immer uns zu behüten da sei, haben Sie das gesehen?“

„Was?“, fragte der junge Mann.

„Na, das da draussen, das, was da eben vorbeigezogen ist, dieses blutende, stinkende, lachende und gackernde, schreiende und zwinkernde Etwas, das da mit wehenden Fahnen und Särgen und Festtagskleidern und Triumphgesängen und Kinderlachen und in Erregung stöhnenden Seufzern und Wärme und Anfang und Ende und Ruhe und viel Klimbim vorbeigekommen ist, was weiss ich, was das war, es war ja so schnell, ich konnte es gar nicht richtig erkennen!“

„Ach“, sagte der junge Mann, „Sie meinen die Zeit!“

Der alte Mann stand einen Moment still da, liess sich die Antwort durch den Kopf gehen, biss auf seiner Unterlippe herum, ging ein paar Schritte auf eine Seite, machte kehrt, ging ein paar Schritte auf die andere Seite und sprang dann jählings einen Schritt zurück, unverständliche Silben vor sich her stammelnd, bis seine Stimme sich wieder einigermassen gefangen hatte und herauschrie:

„Jesus, Maria, Grundgütiger und alle heiligen Väter, Märtyrer und Propheten oben im Himmel, da war schon wieder eine!“

„Eine Zeit?“, fragte der junge Mann.

„Genau das und nichts Anderes, so etwas könnte man ja nicht verwechseln, wenn man es einmal im Leben gesehen hat, da zog sie eben vorbei, genau hier vor dem Fenster, vor unser aller Augen, offensichtlich und sich gar nicht verstecken wollend, schon fast provozierend, aber es war nicht die Selbe, das konnte ich von hier aus genau und zweifellos erkennen, eine Andere war es, da ich irre ich mich nicht, da täuschen sich meine Augen nicht, seien Sie sich dessen sicher!“

„Eine andere, natürlich“, bemerkte der junge Mann.

Der alte Mann, durch dieses nicht bloss einmalige, sondern gleich wiederholte ausserordentliche Ereignis sichtlich beunruhigt, ging von einer Ecke des Raumes in die nächste, fingerte mit einer Hand zuerst an den Knöpfen seiner Jacke, dann in seiner Hosentasche, schliesslich im Bart herum, nagte mit seinen Zähnen an den heftig zuckenden Lippen, bedachte, dass, wenn schon zweimal in so kurzer Zeit etwas Derartiges vorkommen kann, es wohl auch ein drittes Mal geschehen könne, ja sogar müsse und beschloss, vor dem Fenster kniend genau die nächste vorbeiziehende Zeit zu beobachten.

Nicht geschah.

„Bald schon, bald, jeden Moment!“, murmelte der Alte vor dem Fenster lauernd.

Weiterhin geschah nichts.

„Es wird eine kommen, soll kommen, muss kommen, kann nicht anders als kommen!“, sagte der alte Mann halblaut, immer noch vor dem Fenster lauernd, mit seinen Fingern auf die Knie klopfend.

Immer noch geschah nichts.

„Verflucht noch eins, ist das denn die Möglichkeit, kann es so etwas denn geben, darf es das überhaupt geben, das verdammte Ding müsste doch schon längst da sein, längst

gekommen sein, längst vorbei sein!“, schrie der alte Mann, inzwischen aufgestanden, im Versuch sich unter Kontrolle zu halten wild mit den Armen rudern und den Füßen stampfend.

„Was?“, fragte der junge Mann.

„Na was wohl, was kann wohl gemeint sein, was müsste wohl kommen, ja schon längst gekommen sein, worauf warte ich wohl? Eine Zeit, Mann!“, gellte der Alte, Speichel spuckend, mit den Armen immer noch wild fuchtelnd, gar nicht erst mehr den Versuch unternehmend, sich unter Kontrolle zu halten.

„Ach, das“, sagte der junge Mann. „Da kommt keine mehr. Die Zeiten sind vorbei.“

Der alte Mann geriet in Rage, das Blut schoss ihm in den Kopf, die Adern an seinem Hals traten gefährlich hervor, das Herz verfiel in einen rasenden Galopp und er packte, in den Augen ein gefährliches Funkeln, den Atem hervorpressend, die Zähne fletschend, den jungen Mann mit seinen zuckenden Händen am Kragen.

„Und was in drei Teufels und aller elenden Verstossenen verdammten, verfluchten Namen bleibt uns dann noch?“

„Das da draussen“, antwortete der junge Mann und ging.

Als Marius zum einem Ende kam, spürte ich ein gewisses Bedauern und liess für einen kurzen Moment meine Augen noch geschlossen, um den Nachhall seiner Stimme völlig auskosten zu können. Dieser Mensch war der geborene Schriftsteller und Redner, nur Stift und Zunge, nichts ausser dem. Wäre er ein wenig auffälliger gewesen, hätte er es wahrscheinlich noch weit bringen können... Ich konnte mir ein Grinsen in Anbetracht der Ironie dieser Tatsache nicht verkneifen. Zeitgleich mit meinen Mundwinkeln bewegten sich auch meine Augenlider und ich sah, dass Marius Altstäter wieder an seinen Platz gegangen war und das Rednerpult wieder von Gelswig in Beschlag genommen wurde. Dieser war selbst noch ein wenig benommen von der Kunst seines Vorredners und hatte durchaus bemerkt, dass seine Position als anerkanntermassen bester Redner an unserer Schule soeben gefährlich bedroht worden war. Deswegen fuhr er so lautstark und unverzüglich wie möglich (ohne dass es rhetorisch unangebracht gewesen wäre, selbstverständlich) mit dem Programm fort:

„Der zweite Platz geht an... bitte den Umschlag!“

Auf diese Worte hin übergab der Mann im lachsfarbenen Anzug, der für diese Geschichte nicht weiter wichtig ist, ihm das Gewünschte mitsamt Brieföffner. Gelswig machte unverzüglich Gebrauch davon, nahm den Zettel und las mit unvermindert lauter Stimme vor:

„Der zweite Platz geht also an: Werner Blindenbacher!“

Zum ersten Mal an diesem Tag wurde ich wirklich aus der Fassung gebracht. Ich fragte mich, ob ich den Namen falsch verstanden hatte. Doch da stand Werner schon auf, ging zur Bühne und machte mir damit unmissverständlich klar, dass sich meine Ohren nicht getäuscht hatten. Noch immer fassungslos gelang es mir kaum, die Situation so kritisch zu analysieren, wie es dem Erzähler einer Geschichte eigentlich ansteht. In diesem Augenblick, in dem ich mit der Welt haderte und an der vielgepriesenen Vernunft des Menschen ernsthaft zu zweifeln begann, versäumte ich meine Pflicht, die

Sinne in den Dienst des Lesers zu stellen und das Aufgenommene im Geiste zu sprachlichem Faden zu schlagen. Deswegen kann ich hier an dieser Stelle nicht beschreiben, wie und ob Gelswig Werner auf der Bühne begrüßte und ihm seine Hand samt Geld überreichte. Erst als die sonore Stimme die Kritik vorzulesen begann, hatte ich mich wieder einigermaßen gefasst und war aufnahmefähig genug, um das Gesagte hier für den Leser ungefähr wiederzugeben:

„Werners Text ‚Urbane Hymnen‘ fesselt den Leser vom ersten Moment an. Da wird die Beschreibung einer Zeit gegeben, zugleich bedrohlich und geheimnisvoll, die appetitanregend wirkt und auf mehr hoffen lässt. Und dem Autor gelingt es auch tatsächlich in meisterköchischer Weise, den Hunger des Lesers auf wortgewandte und unkonventionelle Art zu stillen. Trotzdem bleibt über den ganzen Text hinweg diese seltsame Spannung bestehen. Der Leser kann bis zum Schluss nie ganz ergründen, worin das Mysteriöse an diesen Worten liegt. Bravo Werner!“

Mir gelang es nicht ein Geräusch zu unterdrücken, das wohl irgendwo zwischen einem schadenfrohen Lachen und einem verzweifelten Aufstöhnen anzusiedeln war. Zum Glück ging es im allgemeinen Applaus weitgehend unter. Verzweifelt war ich, weil ich gezwungen wurde zu erkennen, dass sich schon wieder jemand auf die Suche nach Werners Geheimnis gemacht hatte und gescheitert war – ich hatte mich früher selber auf diese Suche begeben. Nur war es mir im Gegensatz zu ihnen, und das war der Grund für meine Schadenfreude, irgendwann gelungen, dem Geheimnis auf die Schliche zu kommen.

Werner Blindenbacher war der humanste Mensch, den ich kannte. Human in dem Sinne, dass er ohne die Errungenschaften der menschlichen Technik nicht überlebensfähig gewesen wäre. Den Grossteil seiner Freizeit verbrachte er in einer genau 19 Zoll grossen Welt (von der rechten oberen zur linken unteren Monitorecke gemessen). Er lief selten, wenn er ein Auto oder einen Bus nehmen konnte. Er hörte seiner

Umwelt nur in Form von zwei Kopfhörerstöpseln zu, die ihn den ganzen Tag lang mit synthetischer Musik versorgten. Er atmete lieber Zigarettenrauch als Luft ein. Und hätte nicht ein Mensch, den ich mir sehr ähnlich wie ihn vorstelle, vor einiger Zeit die Mikrowelle erfunden, wäre Werner zweifelsohne kläglich verhungert. Die letzten Überreste tierischen Wesens, die noch in uns Menschen sind, schienen in ihm abgetötet zu sein. Ich konnte mich nicht erinnern, dass er jemals ein Wort oder einen Blick für ein Mädchen verloren hätte. Auch der Trieb zum Kampf und jegliche Form von Aggressivität waren ihm völlig fremd. Ich sah ihn einmal zusammenzucken, als jemand versehentlich die Ärmel eines Hemdes auf den Rücken faltete – er konnte diese offensichtliche Zurschaustellung von Gewalt nicht ertragen.

Werner war für mich nicht nur der Prototyp des neuen Menschen, sondern schlichtweg ein Phänomen.

Deswegen bemühte ich mich einige Zeit darum, sein Freund zu werden. Das war auch nicht weiter schwierig; Werner hatte nicht viele Freunde (was er darauf zurückführte, dass ihm andere Dinge wichtiger waren als zwischenmenschliche Beziehungen und man im Leben halt einfach Prioritäten setzen musste). Bei mir machte er aber eine Ausnahme, wahrscheinlich um mit dieser neuen Erfahrung seinen Horizont um ein paar Zoll zu erweitern. Also versuchte ich das Wesen dieses Menschen zu ergründen, die verborgenen Seiten hinter seinem allzu offensichtlichen Leben zu entdecken, sein Geheimnis gnadenlos zu jagen und zur Strecke zu bringen. Es kostete mich fast ein Jahr, bis mir dies schliesslich gelang: Am Anfang unserer Freundschaft (oder ich sollte wohl besser meiner Forschung sagen) stellte ich mir gelegentlich vor, dass er eine grosse Hülle voller Nichts sei, tief und grau und leer. Ich war aber davon überzeugt, dass irgendwo am Grunde dieses Nichts, tief, tief unten, ein kleines, durch und durch lebendiges und vielleicht ein wenig tierisches Männchen hauste, das immer wieder in verzweifelter Anstrengung versuchte, sich Gehör zu verschaffen, sich durch dieses Nichts durchzukämpfen, um

sich schliesslich dem Betrachter zu zeigen. Irgendwann begriff ich aber, dass es einfach kein solches Männchen gab oder wenn es doch existierte, so war es tot. Ich war ziemlich sicher, dass es schon längst verwest war und nur sein Leichengestank blieb, der von Zeit zu Zeit aufstieg und die Menschen in Versuchung führte, in Werner mehr zu sehen als er war. Als mir dies klar wurde, überliess ich ihn wieder seinem Computer und seinen Kopfhörern. Er nahm mir dies auch nicht weiter übel, da er ohnehin kürzlich einen 21-Zoll-Bildschirm gekauft hatte und auf meine Freundschaft nicht länger angewiesen war. Von da an gingen wir getrennte Wege – nicht weil wir uns nicht gemocht hätten, sondern weil wir beide im Anderen nicht finden konnten, was wir uns erhofft hatten.

Dass es Werner jetzt gelungen war, den Leichengestank auf Papier zu übertragen, überraschte mich nicht halb so sehr wie die Tatsache, dass er an seinem Computer tatsächlich etwas produziert hatte. Ich war schon fast versucht zu glauben, dass doch mehr in ihm steckte, als ich bei meiner Forschung hatte entdecken können. Für den Moment entschied ich aber, die Beantwortung dieser Frage auf die Zukunft zu verschieben und nun nur seinem Text zuzuhören, den er (wenn auch nur auszugsweise, aus Zeitgründen) mir und allen anderen vorlas:

Urbane Hymnen

Es waren seltsame Tage. Das Wetter war zu jener Zeit ausserordentlich regelmässig, und zwar regelmässig bedrückend. In den Nächten regnete es bis zum Erbrechen; an den meisten Tagen nicht, aber das war nur einem stetigen starken Wind zu verdanken, für den weder Kleidung noch Haut und Fleisch ein Hindernis zu sein schien; er blies die Gedanken aus den eingezogenen Schädeln und liess die Menschen als kraft- und orientierungslose Marionetten umherstolpern.

Blies er einmal nicht, dann waren auch die Tage wolkenverhangen. An jenen Tagen schien es, als sei der Himmel nach den unzähligen Jahren seiner Existenz nun endlich wirklich alt geworden und hänge nun ebenso kraftlos wie wir ein Stück tiefer als gewohnt. Die Sonne schien selten, und wenn sie es tat, dann glich sie nicht wie früher einer Wärmelampe, sondern eher einem Totenlicht.

Alles in allem war es ein Wetter, das uns altern liess. Nicht so sehr die Alten – für sie was das Leben ohnehin schon fast vorbei und sie mochten sich nicht an ein paar Jahren mehr oder weniger stören. Auch nicht die Kinder – sie hatten gerade erst begonnen zu leben und mochten noch nicht an so etwas wie Leben denken. Und auch nicht die Erwachsenen – sie standen in der Mitte des Lebens und von der Mitte aus ist es schwierig, den Überblick über Anfang und Ende zu behalten. Aber wir, wir konnten es nicht ignorieren. Von was uns die Umstände des Lebens bisher verschont hatten, vollbrachte nun das Wetter: Wir wurden gezwungen, hinter unseren Verstecken aus Träumen hervorzukommen und erwachsen zu werden.

* * *

Er sass in der Küche, hinter einem Tisch, vor einer aufgeschlagenen Zeitung und hörte dem verdampfenden Wasser zu, das er einzig für dieses Geräusch aufgesetzt hatte. Er liebte dieses Brodeln und Zischen; es hatte etwas Metaphysisches an sich. Er wandte den Blick vom Fenster ab und betrachtete den Hamsterkäfig, starrte das Tier darin an, das sich in seinem sinnlosen Unterfangen im Laufrad die vermeintliche Seele aus dem Leib strampelte und doch nicht vom Fleck kam. Lebendig, quick, dachte er, über so etwas

wurden früher Mythen geschrieben. Das Zischen in der Pfanne hatte aufgehört, das Wasser hatte sich verdampft und sammelte sich nun an der Decke wieder, eine Sabotage am Holz planend. Stille...

Dann, explosionsartig, das gewaltsame Schrillen und Vibrieren des Telefons, vor ihm auf dem Tisch und der Zeitung liegend, mobil. Ja?

Worte, . . . Stille. Er ging zum Fernseher, schaltete ihn an, nahm die Fernbedienung in die Hand, drückte, drückte, drückte, s c h n e l l, s c h n e l l e r, schneller, trommelte auf die Tasten ein, die ununterbrochen bis zum Erbrechen zerstückelten Bildstücke unter Kontrolle haltend, herrschend, vergewaltigend, die Fernbedienung in die Ecke werfend, aus dem Zimmer stürzend, auf die Strasse, dort liegen bleibend. Starrte den Himmel über sich an, auf dem Rücken, starrte und starrte und: Schön, das da oben, schön und mein, nicht allein, aber doch insgeheim... Scheissreim.

Dann stand er auf, mit den Füßen zuerst, begann zu lachen, lachte den Leuten ins Gesicht und krümmte sich und verbeugte sich und wartete auf den Applaus.

* * *

Sie stand, vielmehr ging, auf der Strasse, einer belebten Strasse mit Menschen und kaum Schaufenstern, ging und wurde aus heiterem Himmel wiedergeboren. Betrachtete sich, wunderte sich über das nicht vorhandene Blut und den Schmerz, der fehlte und der Geburt eigen sein sollte; wusste es Schmerz und Blut, die nicht da waren, zum Trotz besser und fühlte: Da war ich und da bin ich nun.

Sah, wusste, erkannte unbekannte Kreise und Ketten und Gänge und Löcher. Kratzte Weisheit vom Pflaster ab, pflückte Glauben von den Laternen, atmete Asphalt.

Hörte sich riechen, sah sich spüren, liess das Herz nach freiem Willen schlagen. Setzte einen Fuss vor den anderen, zwang sie zum Gehen, jagte Impuls nach Impuls nach Impuls auf den Weg, liess das Herz den Rhythmus schlagen, der sie zwingen musste, freute sich und ging noch weiter und ging und ging undging. Genoss und genas und ging nicht mehr sondern: schlenderte.

Das Herz: schlug. Sie: spürte. Sie; sah. Sie, roch.

Sie hörte. Sie atmete Luft. Sie glaubte, so glaubte sie, nicht.

unbedingt. Sie wusste, ein wenig. Sie sah Kreise und Ketten und Gänge und Löcher, nur: noch verschwommen.

Und da fühlte sie: Da war ich gewesen und da war ich und da bin ich noch. Mit Blut, durch die Adern pumpend und dem Schmerz oder auch nicht, manchmal. Sie schaute zum Himmel und fand das gar nicht erheiternd.

Sie sah kaum Schaufenster, aber Menschen, ging, oder blieb vielmehr stehen, begrüßte einen und antwortete: „Wie es halt so geht.“

Da Werner nicht gerade geübt darin war, von seiner Stimme Gebrauch zu machen, war seine Lesung nicht eben eine Meisterleistung. Gelswig sah wohl deshalb keinen Grund dafür, ihn mehr als unbedingt nötig mit Respekt zu behandeln. Der Preisträger hatte kaum das letzte Wort vorgelesen, als er ihm schon energisch das Mikrophon aus der Hand genommen hatte und ihm mit ein paar Komplimenten und Dankesworten den Weg von der Bühne wies.

Werner sass an seinem Platz und liess sich abwesend von ein paar Händen auf die Schulter klopfen, während sein Geist wohl schon wieder in binär funktionierenden Sphären weilte.

Derweil hatte sich unser Hauptrhetoriker auf der Bühne in Pose geworfen, stützte seine Hände auf den Hüftknochen ab und schaute mit forderndem Blick ins Publikum. Als es ihm das Geforderte, nämlich sein Gehör, schenkte, begann er leise zu sprechen, gerade so laut, dass man ihn bei ansonsten völliger Stille noch hören konnte:

„So... nun ist der Moment gekommen, auf den wir alle wirklich gewartet haben...“

- sein Blick wanderte von einer Seite des Saales auf die andere, während seine Zungenspitze die Bewegung auf den Lippen nachahmte -

„...gleich ist es soweit. Wir (man beachte den rhetorisch sinnvollen Gebrauch des Plurals) werden den diesjährigen Gewinner des Leopold-Schlöpfer-Knaben-Gymnasium-Schreibwettbewerbs bekannt geben...“

- während er dies sagte, wurde seine Stimme (auf rhetorisch sinnvolle Weise) allmählich lauter, bis sie schliesslich den Saal scheinbar erzittern liess -

„...ich darf also zum letzten Mal an diesem Tag um den Namen eines Preisträgers bitten.“

Zum letzten Mal an diesem Tag trat der Mann im lachsfarbenen Anzug, der für diese Geschichte nicht weiter wichtig ist, in Aktion, händigte das Geforderte aus und verschwand zurück in die Bedeutungslosigkeit. Gelswig liess sich Zeit mit dem Öffnen des Umschlages, zögerte die gewaltsame

Zerstörung des unschuldigen Papiers qualvoll lange aus. Schliesslich nahm er doch noch den wohl behüteten Zettel heraus, las ihn zuerst still für sich und hob dann langsam seinen mit einem Lächeln gezierten Kopf zum Mikrophon und verkündete:

„Der diesjährige Sieger ist also...“

- er hielt noch einmal kurz inne und es gelang ihm, in unseren Köpfen die Vorstellung eines Trommelwirbels zu erzeugen -

„... kein Geringerer als: VIIIKTOOOOR IIIINGOOLD!“

Kehlen schrieten ohrenzerfetzend, Hände zerklatschten hunderte imaginärer Fliegen, Füsse trampelten Boden tot, Menschen fielen in Ohnmacht, Lippen und Finger wurden zu Blasinstrumenten umfunktioniert, Tränen flossen, Ekstase griff um sich, Freude wurde geteilt, Neid ignoriert und ich sass einfach da und schaute zu. Sah, was viele vor lauter selbstvergessenem Krachmachen nicht sehen konnten, sah jemanden, der wohl Viktor sein musste, zur Bühne gehen, das Gesicht zu einer schrecklichen Fratze des Frohsinns verzogen, sich den Bauch haltend, lautstark prustend, lauthals lachend. Viktor lachte immer noch, als die Menge sich wieder einigermaßen beruhigt hatte. Viktor lachte noch, als Gelswig ihm die Hand schüttelte. Viktor hörte nicht auf zu lachen, als man ihm einen Pokal und sein Geld gab. Ja Viktor lachte selbst noch, als er besser nicht mehr gelacht und statt dessen dem Kommentar zu seinem Text zugehört hätte. Erst als sich Gelswig mehrere Male geräuschvoll ins Mikrophon geräuspert hatte, stoppte Viktor seine Heiterkeitsbekundungen schlagartig und erhärtete damit meinen Verdacht, dass er entweder unter dem Einfluss seltsamer Drogen oder nicht minder seltsamer Stimmungsschwankungen litt. Nur ein leichtes Grinsen erinnerte noch an den Ausbruch von Frohsinn, der da eben noch in seinem Gesicht gewütet hatte. Gelswig, der es nicht gewohnt war, dass man ihn warten liess, verkündete mit deutlichem Missmut in der Stimme, welches Urteil die Götter über diesen Menschen gesprochen hatten:

„Und das sagt die Jury zum diesjährigen Gewinnerwerk: In seinem Drama ‚So geh mir doch verdammt noch eins aus der Sonne, du Tölpel!‘ imitiert und ironisiert Viktor die Mittel des epischen Theaters und lässt seine Hauptperson Diogenes auf der Suche nach Weisheit einen wahren Reigen der Absurditäten durchleben, bis er zu Alexander dem Grossen gewandt schliesslich den berühmten titelgebenden Satz sagen kann. Während des ganzen Stückes gelingt es dem Autor dabei immer wieder augenzwinkernd, Seitenhiebe auf die Philosophie, die Kultur und die Menschen von damals und heute anzubringen. Bravo Viktor! Der Autor wird uns nun in den besonderen Genuss seiner Lesung kommen lassen...“

Gelswig drückte ihm forsch den Stimmverstärker in die Hand, legte ihm den wuchtigen Arm um die Schulter und trat sogar ein wenig zur Seite, damit Viktor (der sein Grinsen nebenbei bemerkt immer noch nicht aufgegeben hatte) auch genug Raum zur Selbstentfaltung hatte. Diesen kostete er auch redlich aus, versicherte dem Publikum mehrfach, welch grosse Ehre es für ihn sei, dort oben zu stehen und wie glücklich er in diesem Moment sei, dankte seinen Eltern, der Schule, seiner Freundin (dabei dehnte sich sein Mund im bisher gewaltigsten Lächeln immer mehr aus, bis er kurz davor war, das Gesicht zu sprengen), Schiller, Brecht und natürlich Gott, ohne den das alles nicht möglich gewesen wäre, sagte, er wisse eigentlich gar nicht so recht, womit er das verdient habe, er sei ja nur ein ganz normaler Junge und begann dann endlich (von gelegentlichen begeisterten Zwischenrufen unterbrochen), einen Teil seines Textes vorzulesen.

Szene 5: Diogenes macht die Bekanntschaft eines nicht-menschlichen Paares, erkennt den Wert des Menschen und singt einen Trauermarsch

PERSONEN:

Diogenes (von seinen Freunden, hätte er welche, manchmal Dio genannt)

Der Geiger

Sein Geigenkasten

Die Szenerie

Ein Passant

Die Inspiration

SZENERIE tritt vor den Vorhang: Diogenes läuft weiter und kommt schliesslich in eine nackte Gasse. Violinenmusik. Es ist frühe Nacht (oder später Abend), der Mond scheint hinter der Kulisse. Vorhang langsam auf. Ein Geiger im Frack steht in der Gasse und spielt gedankenverloren ein Lied. Das Kinn ist nicht zur Violine gebeugt; er hat kein Kinn, auch keine Augen oder Gesicht: Er steht völlig ohne Kopf da und reagiert kaum auf Diogenes Ankunft. Auftritt Diogenes, von rechts. Vor ihm liegt weit geöffnet sein Geigenkasten, ein paar Münzen blinken darin. Diogenes bleibt stehen und lauscht dem Lied. Szenerie ab nach links.

DIOGENES *betrachtet den Geigenkasten, als das Lied beendet ist und spuckt hinein*: Da, eine milde Gabe von mir. Mit Geld kann ich dir leider nicht kommen – glaub nicht so daran. Aber da sind Leute, die behaupten, mein Kapital sei im Kopf, und da es bei dir damit offensichtlich schlecht bestellt ist, will ich gerne mit dir teilen.

DER GEIGER: *verbeugt sich*.

DER GEIGENKASTEN *spricht, indem sich sein Deckel öffnet und wieder schliesst (Aufgabe für das Spezialeffekteteam)*: Hurensohn, elender! Nur weil der Grosse nicht so aufmerksam ist, darfst du doch nicht mit ihm verfahren nach Belieben!

DIOGENES: *mustert ihn* Schau an, der Kleine kann sprechen... musst wohl noch lernen, dass man zumindest ein Hirn haben sollte, wenn man derart die Klappe aufreissen und damit noch Geld verdienen will.

DER GEIGENKASTEN *beginnt aufgeregt zu klappern und stösst dabei eine wahre Fluchtirade aus. Der Geiger hat indessen wieder angefangen zu spielen. Ein Passant kommt vorbei, hört ihm zu und möchte Geld schenken, schreckt aber vor dem immer noch wild klappernden Kasten zurück und geht verstört weiter.*

DIOGENES: Ich hasse es, belehrend sein zu müssen und dabei noch recht zu behalten.

DER GEIGENKASTEN: *schmolzt schweigend, aber weit geöffnet.*

DIOGENES: Nimm dir doch ein Beispiel an deinem Meister. Eine wahrhaft weise Persönlichkeit, so scheint mir...

DER GEIGER: *verbeugt sich.*

DIOGENES: Tatsächlich trifft man nicht häufig jemanden, der so ehrlich zu seinem Nichtwissen steht. Vorbildlich, wirklich.

DER GEIGER: *verbeugt sich.*

DIOGENES: *schweigt.*

DER GEIGER: *schweigt.*

DER GEIGENKASTEN: *schweigt.*

DIOGENES: Mit Menschen kann man selten derart geistreiche Gespräche führen.

DER GEIGER: *beugt sich schweigend ein wenig hinüber zu Diogenes.*

DER GEIGENKASTEN: Er will wissen, wie du das meinst.

DIOGENES: Ich meine: Es ist erbärmlich, dass ich zuerst jemanden treffen muss, der kein Mensch ist, um diese Tugend derart in Vollendung zu sehen.

DER GEIGER: *spielt einen kreischenden, durchdringenden Ton.*

DER GEIGENKASTEN: *klappert empört* Du verdammter, dreckiger Bastard! Kennst du verflucht noch mal keinen Anstand? So etwas darfst du ihm doch nicht einfach so mitten ins Gesicht sagen!

DIOGENES: *schüttelt langsam den Kopf, ein leichtes Grinsen auf den Lippen* Oh Ironie! Die erste ehrliche Person, der ich begegne, hat nicht den Mut, sich selbst gegenüber ehrlich zu sein. *zum Geigenkasten:* Und dir habe ich schon einmal gesagt, du sollst dich nicht in das Gespräch von Weisen einmischen! Glaube mir, deinesgleichen wird es nie weit bringen! *spöt-*

tisch Wenn sich jemand wie du über sich selbst erheben will, braucht er doch jemanden, der ihn auf den Arm nimmt. Unsereiner kann dies aus eigener Kraft. *springt, wie zum Beweis dessen, in die Höhe.*

DER GEIGENKASTEN: *schweigt.*

DIOGENES: Wie dem auch sei, auf jeden Fall ist unser edler Freund kein Mensch.

DER GEIGER: *spielt noch einmal einen schrillen Ton, aber diesmal deutlich leiser.*

DIOGENES: Lass mich es dir also beweisen: Was macht einen Menschen heutzutage denn aus? Wie würdest du dies sagen?

DER GEIGER: *schweigt.*

DIOGENES: Nun, du gibst also zu, nicht viel darüber zu wissen. Das ist gut, es erspart mir eine Menge sinnloser Überzeugungsarbeit. Fangen wir also an, gemeinsam die wesentlichen Merkmale des Menschen aufzuzählen: Da sind seine Beine, sein Rumpf und seine Arme, mit denen er tüchtig Arbeit verrichten könnte oder auch jemanden umbringen, je nach Gelegenheit. Seine Geschlechtsorgane. Und natürlich sein Arsch, der für manchen, der auf den Plätzen in den grossen Städten herumlungert und die Jugend verdirbt, das wichtigste Arbeitsinstrument geworden ist. Mit all dem kannst du zugegebenermassen aufwarten.

DER GEIGER: *spielt eine kurze, wohlklingende Melodie.*

DIOGENES: Aber die meisten Menschen würden wohl protestieren, wenn man sie nur auf Arme, Beine, Rumpf, Geschlecht und Arsch reduzieren würde. Du musst mir doch wohl zustimmen?

DER GEIGER: *schweigt.*

DIOGENES: Dachte ich es mir doch. Nun, weswegen protestieren die Menschen denn? Was glauben sie denn darüber hinaus noch ihr Eigen nennen zu können? Sehen wir von einigen flüchtigen Dingen wie Verstand, Seele oder Gewissen, die offensichtlich weniger Substanz als jeder Furz haben, einmal ab, was bleibt da noch? Nun, da haben wir doch zum Beispiel schon einmal die Augen, durch die der Mensch die Welt betrachten oder sich blenden lassen kann.

DER GEIGER: *schweigt.*

DIOGENES: Da gibt es auch noch ihre Ohren, die sie Weisheit

oder Narreteien aufnehmen lassen und bei manchen noch ein Hirn, um diese beiden zu unterscheiden; obwohl bei den meisten Menschen dazu ein tiefer plaziertes Organ als Ersatz dient.

DER GEIGER: *schweigt.*

DIOGENES: Und schliesslich gibt es noch das Lieblingsswerkzeug des Menschen: Der Mund, bei den meisten ein stets weit offenstehendes Loch im Kopf, in das sie dauernd Unrat in sich hineinstopfen und damit nur aufhören, um noch übleren Unrat wieder hinauszuspucken, wenn ihnen etwas nicht bekommen ist. In diesem Loch findet sich noch ein lustiger Geselle, die Zunge, die dient zum Speichellecken. Wie sieht es damit bei dir aus?

DER GEIGER: *schweigt.*

DIOGENES: Fassen wir also zusammen: Du hast durchaus einige der Merkmale, die einen Menschen ausmachen. Anderes, und darunter einige der wesentlichen Unterschiede des Menschen zu anderen Lebewesen, besitzt du nicht. Das haben wir eben im gemeinsamen Diskurs bewiesen. Ergo bist du kein Mensch (wenn auch nur knapp).

DER GEIGER: *legt die Geige mitsamt Bogen auf den Boden und schweigt.*

DER GEIGENKASTEN: Wie kannst du, der sie derart verachtetest, als Mensch unter Menschen leben?

DIOGENES: Ein Geburtsfehler.

DER GEIGER: *hat sein Instrument wieder aufgenommen und spielt eine traurige Melodie.*

DIOGENES: Nun lass den Kopf doch nicht so hängen. Glaub mir, Mensch zu sein ist auch nur eine Möglichkeit. schweigt eine Weile und meint dann: Lass mich dir zur Aufmunterung ein Lied vorsingen. Es handelt von einem Menschen, mit dem du dich unter Umständen verbunden fühlen könntest. er singt, begleitet vom Geiger:

Die Ballade vom armen König Amputis

Amputis war ein Herrscher gross
Es stöhnt in Klag' der Barde noch
Stark war sein Arm, feurig sein Ross
Zahllos die Leut' unter dem Joch.

Mit eis'ger Faust herrscht er gar lang
Und jeden in die Knie er zwang.

Denn Gnad' und Liebe kannt' er nicht.
Sein Schwert und Herz standen nie still
So sah er es als seine Pflicht
Die Leut' zu beugen seinem Will.
Drum schickt er seine Truppen aus
Um zu erringen Land und Haus.

Doch trotz der Macht, die grösser wurd'
Trotz all dem Gold, das er gewann
Wurd' Amputis nicht froh und murr't:
„Gibt's niemand, der mir helfen kann?
Denn eines quält mich lange schon;
Wer Heilung weiss, kriegt reichen Lohn.

Verrat, so ist der Nam' der Qual.
Ihn fürcht ich mehr als Höll' und Tod.
Ich seh nicht, wenn im fernen Tal
Ein Mensch mich bringt in arge Not
Durch Aufruhr oder böses Wort.
Ich selbst bin hier, und er weit fort.“

Da tritt ein Mann zum Herrscher hin
Und hört des Königs Klage an.
Er grinst und spricht mit frohem Sinn:
„Und nicht nur, dass ihr den Verrat nicht seht!
Ihr könnt auch nichts dagegen tun.
Denn bis Ihr seid an diesem Ort

Um zu bestrafen den Verrat
Hat der sich längst schon fortgemacht.
Und doch, oh Herrscher, habe ich
Für all die Sorgen Lösung hier.
Ein Schluck von diesem Tranke da
Und Eure Glieder lösen sich
Vom Rumpfe ab und sind dennoch
Dem Geiste treue Untertan.
So könnt, oh König, Ihr fortan
An manchem Ort zugleiche sein.“

GEIGER: *spielt einen offenkundig falschen Ton.*

GEIGENKASTEN: Er will nur darauf hinweisen, dass sich der Text deines Liedes schon seit einigen Takten nicht mehr reimt.

DIOGENES: Wie kann man ohne Kopf nur derart engstirnig sein? Seht ihr denn nicht, dass dies ein Stilmittel ist? Der Fremde in der Geschichte ist fortschrittlich; also spricht er in freiem Vers. Ich könnte mir vorstellen, dass dies eines Tages gross in Mode kommt... Wo war ich? Das habt ihr nun davon! Ich habe vergessen, wie ich fortfahren wollte! grübelt eine Weile.

INSPIRATION: *eine leise Stimme aus dem Hintergrund* Der Herrscher überlegt nicht lang...

DIOGENES: Genau, das war es, also:

Der Herrscher überlegt nicht lang
Und legt die Flasche an den Mund
Ein tiefer Schluck, ganz ohne Zwang,
Der Trank ist noch nicht ganz im Schlund
Da spürt er es: „Der Mann hat recht.
Jetzt geht es meinen Feinden schlecht!“

Und schon löst sich die erste Hand
Ergreift ein Schwert und zieht ins Feld.
Das erste Bein wandert durchs Land.
Ah, wie dem König das gefällt!
Sein Mund, der noch im Saale liegt,
meint: „Nun habe ich den Tod besiegt!“

Der Fremde aber wartet bloss
Bewegt sich nicht und lächelt kaum
Sieht Aug' davonzieh'n, Arm und Schoss
Bis nur das Herz verbleibt im Raum.
Dann packt er einen Dolch und sagt:
„Ihr irrt Euch, wenn Ihr mich hier fragt.
Den Tod, den besieget Ihr nicht.
Ich zeige es mit diesem Stich!“

Er rammt die Kling' ins Herz hinein
Und setzt aufs Haupte sich die Kron'
Dann sagt er: „Dies ist alles mein!“
Und lässt sich nieder auf dem Thron
Und mit dem Blick auf dem Gewinn
Umwölkt schon bald der Schlaf die Stirn.

Er schlummert tief und unbefang'n
Und siehet nicht das Unheil nah'n
Auf schmalen Gliedern schleicht heran
Die Hand des früheren Tyrann'
Von letztem Lebenswill' beseelt,
dies' Hand, in mancher Schlacht gestählt.

Sie steigt am Leib des Mörders hoch
Und schnüret ihm den Atem ab
Sie drückt und würgt, er röchelt noch
Und landet schliesslich doch im Grab.
Die Hand jedoch, ihr Werk getan
Stirbt auch und lässt zur Erd' sich fall'n.

Und so geschah's damals an diesem Ort
Dass auf zwei Gräbern stand: Er starb an Mord.

DER GEIGENKASTEN: Nicht gerade ein Meisterwerk.

DIOGENES: Ich bin Philosoph, nicht Poet. Man kann nicht alles können (auch wenn andere da anderer Meinung sein mögen).

DER GEIGER: *spielt noch ein Weilchen, verbeugt sich anschliessend zu Diogenes hin.*

DER GEIGENKASTEN: Er dankt und meint, es sei, wenn auch nicht meisterlich, so doch zumindest unterhaltsam gewesen.

DER GEIGER: *verbeugt sich zum Publikum hin und legt dann den Bogen und das Instrument in den Kasten, schliesst ihn, verbeugt sich noch einmal und geht nach rechts ab.*

Diogenes: *schaut ihnen nach und geht dann nach links ab. Vorhang.*

Als die letzte Silbe verklungen war, gab es im Saal kein Halten mehr. Ein Heer von Stimmen startete einen Frontalangriff auf den Gewinner, Champagnerflaschen wurden geräuschvoll entkorkt, der Applaus schwoll zu einem ohrenbetäubenden Tosen an, vielfarbiges Konfetti wurde in die Luft geworfen, Luftschlangen wanden sich von der Decke, Viktor lachte, die Menge erhob sich tobend von den Stühlen und rannte zur Bühne, wo der Triumphator von einigen Leuten auf die Hände gehoben und (noch immer lachend) unter lautem „Hoch soll er leben!“- und „Hip-Hip-Hurra!“-Sprechchören aus dem Saal getragen wurde. Die Menge johlte und kreischte, wurde beim Hinausstürmen immer lauter, während es im Saal immer leiser wurde. Ich blieb sitzen, bis alle Zuschauer und selbst die Lehrer den Raum verlassen hatten und nur noch von Ferne der entschwindenden Masse Jubel zu vernehmen war. Erst dann erhob ich mich von meinem Platz, nahm meine Jacke, zuckte mit den Schultern und ging gemächlich zur Tür. Als ich schon fast den Raum verlassen hatte, hörte ich hinter mir eine Stimme und drehte mich überrascht um. Da stand der Mann im lachsfarbenen Anzug, der für diese Geschichte nicht weiter wichtig ist und den ich beinahe übersehen hätte.

„Da gehen sie hin und feiern ihren Helden... Fast möchte man an seiner Stelle sein, nicht wahr?“ fragte er mich, sehnsüchtig dem kaum mehr zu erkennenden Tross nachblickend.

Meine Stirn runzelte sich beinahe ohne mein Zutun, meine Lippen kräuselten sich unmotiviert.

„Nein danke“, sagte ich beiläufig, während ich mich zum Gehen wandte, „Sie müssen wissen: Ich halte eigentlich nicht viel vom Schreiben.“